

DER AKT DES LESENS

»Ein Buch ist wie ein Garten,
den man in der Tasche trägt«
(Arabisches Sprichwort).

In der klassischen Literaturtheorie wurde die Intention des Autors als konstitutiv für die vom Leser erfahrene Bedeutung betrachtet. Heute geht man davon aus, dass die Bedeutung des Werks von den Werkmerkmalen selbst ausgeht (vgl. Groeben 1972, S. 80ff.). Die neuesten Forschungsergebnisse gehen sogar noch einen Schritt weiter. Sie zeigen, dass LeserInnen Texte zunehmend unabhängiger von der Textintention rezipieren (vgl. Graf 2001, S. 201). LeserInnen werden freier und selbstbewusster im Umgang mit Literatur, bei schwindender Bereitschaft sich in den Sinn des Textes hineinzusetzen (vgl. ebd.). Sie entwickeln eigene Lesearten und passen die literarischen Vorlagen an ihre individuellen Bedürfnisse an. Folgt man Groeben, im Anschluss an Thayer & Pronko (1958), involviert »das *Rezipieren von Literatur* [...] nicht nur perzeptive, sondern *auch projektive Prozesse*« (Groeben a.a.O., S. 81). Die Studie der Stiftung Lesen (2001) zeigt, dass sich die Richtung der *Projektion* gegenwärtig zu Lasten der Perzeption verschiebt.

Aus Sicht des Identitätsdiskurses, lässt sich diese Entwicklung in zweierlei Hinsicht reflektieren. Zum einen stellt sich die Frage, warum Subjekte *den Texten* zunehmend was zu erzählen haben? Zum anderen lässt sich die Zunahme der projektiven Anteile im Rezeptionsprozess auch als Ausdruck eines narrativen Autonomiestrebens interpretieren. Im Anschluss daran stellt sich die Frage, welche Gründe LeserInnen dazu bewegen, Texte zunehmend unabhängiger von der Textintention zu rezipieren. Eine mögliche Antwort auf diese Frage liefert folgende Ar-

gumentation: Die Rezeption von Literatur ist Teil einer komplexen und zunehmend widersprüchlich strukturierten Erfahrungswelt. Sie ist, im Anschluss an Grimm (1975, S. 17 zit. in Schutte 1997, S. 159) weiterhin ein »soziales Verhalten« und als solches auch eine kommunikative Praxis. Eine Praxis, die sich jedoch gerade durch ihre Intimität von anderen diskursiven Praktiken unterscheidet. Die intime Kommunikation zwischen Autor, Text und Leser ist also der ideale Verhandlungsspielraum, um nicht nur neue Variationen von Erzählungen zu erkunden, sondern auch, um neue Haltungen gegenüber dem Erzählen selbst auszuprobieren. Aus dieser Perspektive erhält das Etikett »kultureller Hochleistungsakt« (Bellebaum & Muth 1996, S. 7), das der literarischen Rezeption zugeschrieben wird, eine ganz neue Bedeutung.

Lesen als kreative und individuelle Antwort

Bücher sind »kühle Medien« (McLuhan 1965, S. 13), die den Rezipienten zu einer aktiven Beteiligung auffordern. Letztere ergibt sich notwendigerweise aus dem »niedrigen Definitonsgrad« (ebd.) den Bücher aufweisen. Bücher sind nicht wie audio-visuellen Medien mit einer Fülle an Daten und Informationen angereichert, die dem Rezipienten eine weitgehend passive Haltung ermöglichen. Im Gegenteil: Sie fordern den Leser in hohem Maße zur »Beteiligung und Vervollständigung« (ebd.) auf. Lesen ist daher als *konstruktiver und interpretativer Prozess* zu verstehen, »bei dem der Leser die Auswahl, den Zeitverlauf und den Informationsfluss der Lektüre individuell und zielorientiert steuert« (Jäger 2000, S. 489). Nach Groeben (1972, S. 104) zeigt der Leser, im Anschluss an Kris (1953, S. 346), dabei schon über die Identifikation mit dem Künstler »reproduktive Kreativität«. Und auch für Iser (1984, S. 183) ist Lesen ein »elementarer Formgebungsakt«. *Individuell* ist dieser Akt aus zwei Gründen: Zum einen geben literarische Texte keine »herrschenden Codes« (ebd.) zur Interpretation vor. Zum anderen ist die Interpretation, wie die empirische Studie zeigt, von den individuellen Identitätsthemen des Lesers geprägt.

Wie die Studie der Stiftung Lesen (2001) zeigt, machen LeserInnen zunehmend von den kreativen Möglichkeiten des Rezeptionsprozesses Gebrauch. Folgt man Isers Ansatz, ist das damit einhergehende Autonomiestreben jedoch gleichzeitig mit einem Erkenntnisverlust verknüpft. Denn »erst wenn der Leser im Verlauf der Lektüre den Sinn des Textes nicht ausschließlich zu eigenen Bedingungen [...], sondern vielmehr zu fremden hervorbringen muss, wird in ihm etwas formuliert, das eine

Schicht seiner Person ans Licht bringt, die bisher seiner Bewusstheit entzogen war« (Iser 1984, S. 85).

Die gegenwärtig beobachtbare Lösung der Leser von der Textintention, hat also möglicherweise Konsequenzen für die literarische Verhandlung der Identität. Dadurch, dass Leser den Sinn des Textes zunehmend zu eigenen Bedingungen hervorbringen, schaffen sie sich Möglichkeitsräume, die es ihnen erlauben, auch widersprüchliche Episoden in einen überstehenden (populär diskursiven) Text zu integrieren. Folgt man Iser's Position, ist damit allerdings auch die Gefahr verbunden, dass es sich dabei um oberflächliche Lösungen handelt.

Grundlegend muss die Lösung von der Textintention jedoch als Reaktion des Subjekts auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse interpretiert werden. In ihr kommt die Suche nach neuen narrativen Formen zum Ausdruck. Formen, die in Aussicht stellen, einen produktiven Umgang mit widersprüchlichen Erfahrungen und Textvorlagen (im weitesten Sinne) zu ermöglichen. Im ersten Kapitel wurde bereits dargestellt, dass Identitätsarbeit als schöpferischer Prozess verstanden werden muss. Der freizügige Umgang mit Textintentionen erweitert dieses Konzept um eine konkrete Handlungssituation. Salber (1972) weist in diesem Kontext zudem darauf hin, dass die Prozessualität des Lesens stets als *komplexe Einheit* (a.a.O., S. 1) gedacht werden muss. Seelisches und Literarisches sind in den Geschichten, die wir leben, untrennbar miteinander verbunden. Demnach sagt der Umgang mit literarischen Texten auch etwas über die Konstruktion unserer persönlichen Geschichten aus.

Literarische Welt und Lebenswelt

Folgt man Iser (1984, S. 328), besteht *eine* Intention fiktionaler Texte darin, Antworten auf bestimmte historische oder gesellschaftliche Entwicklungen zu geben. Und auch Enzensberger (1981) ist der Meinung, dass das Buch dem Leser gerade in »schwierigen Zeiten« etwas liefert, was er in seiner Erfahrungswirklichkeit schmerzlich vermisst: Eine »durchgängige Interpretierbarkeit«. Sein Konzept einer *politischen Ästhetik* geht davon aus, dass Literatur dazu dienen kann, gesellschaftlich erzeugte Sinndefizite zu kompensieren. Allerdings muss Enzensbergers Annahme einer »durchgängigen Interpretierbarkeit« aus Sicht der ästhetischen Wirkungstheorie relativiert werden. So stellt Iser (1984, S. 177) heraus, dass ein Text »nur über die Ablaufphasen der Lektüre als ein ›Objekt‹ zu erschließen [ist]«. Die Textspanne, die wir im jeweiligen Augenblick des Lesens betrachten (vgl. dazu Schlesinger 1968), deckt sich dabei weitgehend mit dem Kurzzeitgedächtnis (vgl. Smith 1971; als

Anm. bei Iser 1984, S. 179). Da eine literarische Handlung in Folge dessen nur selten von einem Blickpunkt aus erfasst werden kann, spricht Iser modifizierend von einem »wandernden Blickpunkt« (ebd.). Das sich daraus ergebende Netz von Beziehungsmöglichkeiten wird dabei jedoch »niemals total realisiert« (a.a.O., S. 193). In dieser Hinsicht muss Enzensbergers »durchgängige Interpretierbarkeit« (Hervorhebung F. H.) relativiert werden. Literatur bietet einen begrenzten Rahmen an, ist innerhalb dessen aber nicht weniger komplex, als die reale Erfahrungswelt. Letzterer Aspekt lässt sich verdeutlichen, wenn man sich die logische Beziehung zwischen fiktionalen Darstellungen und realen Erfahrungen vor Augen führt:

»Es ist höchst ungewöhnlich, dass jemand morgens als Ungeziefer erwacht, aber wenn es nun einmal so sein soll, muss dieses Ungeziefer die gewöhnlichen Eigenschaften der uns bekannten Insekten haben. [...] Wir müssen lediglich im Gedächtnis behalten, dass dieses ganz gewöhnliche Insekt ein »ungeheueres« ist, was freilich für den Fiktionsvertrag einiges heißt« (Eco 1994, S. 107 zu Kafkas Werk »Die Verwandlung« zit. in Brockmeier & Harré 2005, S. 51).

Denkt man Ecos Gedanken weiter, ist es also durchaus möglich, dass defizitäre oder widersprüchliche Erfahrungen der Lebenswelt eher auf den fiktionalen Horizont übertragen werden, als dass sie dort »gelöst« werden. Festzuhalten bleibt, dass die alltägliche Erfahrung als Vorbedingung für die ästhetische zu gelten hat. In diesem Zusammenhang weist Iser (1984, S. 69) jedoch ausdrücklich daraufhin, im Diskurs zwischen ästhetischer und alltäglicher Erfahrung zu differenzieren. Denn ästhetische Erfahrung funktioniert gerade dadurch, »dass sie die Möglichkeiten der Erfahrbarkeit zu anderen Bedingungen als zu denen der alltäglichen Erfahrung nutzt« (ebd.).

Strukturelle Aspekte literarischer Wirkung

Die folgenden Darstellungen fokussieren Konzepte, mit deren Hilfe diskutiert werden kann, wie Leser durch textimmanente Merkmale zur Werkkonkretisation angeregt werden. Ein besonderes Augenmerk kommt dabei der *Negativität* fiktionaler Texte zu. Der Ausdruck umfasst bei Iser (1984) sowohl die Negationen auf der paradigmatischen Ebene des Textes, als auch die Leerstellen auf der syntagmatischen Ebene. Negativität tritt, vereinfacht gesagt, dort im Text auf, wo etwas zwischen den Zeilen »mitschwingt«, aber nicht formuliert wird:

»Vielmehr ist sie als das Nicht-Gesagte der Konstitutionsgrund des Gesagten, der sich über Leerstellen und Negationen insoweit zum Vorschein bringt, als dadurch das Gesagte ständig modalisiert wird. Aus solcher Modalisierung erfolgt dann eine Steigerung des Gemeinten, so dass durch Negativität die Formulierungen des Textes ihren entscheidenden Zuwachs erfahren« (Iser 1984, S. 348).

Literarische Negation

Die Rezeption fiktionaler Literatur zeichnet sich im Besonderen durch die Möglichkeit aus, sich über sprachliche Konventionen (vgl. S. 36ff.) und moralische Normen hinwegzuerzählen. Der Aspekt der *Negation* macht deutlich, wie diese Grenzüberschreitung auf der inhaltlichen Ebene des Textes zu denken ist.

Iser stellt heraus (a.a.O., S. 87ff.), dass im Repertoire eines Textes »zwar Bekanntes wiederkehrt, sich in dieser Wiederholung indes nicht gleichbleibt« (a.a.O., S. 328). Nur deshalb ist es dem Leser möglich, einen Textinhalt zu verstehen, und gleichzeitig aus einer neuen Perspektive zu erkunden:

»Denn nun sind die gewählten Normen – die oft höchst unterschiedlichen Systemen entstammen – aus ihrem ursprünglichen Funktionszusammenhang herausgelöst und in einen anderen Kontext hineinversetzt. Solange sie im gesellschaftlichen Zusammenhang wirksam sind, werden sie kaum als solche wahrgenommen, da sie in der von ihnen bewirkten Regulierung aufgehen. Erst ihre Entpragmatisierung macht sie thematisch. Davon bleibt die Leserposition nicht unberührt. Normen der eigenen sozialen Umwelt als sie selbst zu gewärtigen, eröffnet die Chance, ein Bewusstsein davon zu erwerben, worin man befangen ist. Eine solche Bewusstheit wird sich steigern, wenn die Geltung der gewählten Normen im Textrepertoire negiert ist. Denn nun bietet sie dem Leser das Bekannte als überschritten; es ist ihm zur ›Vergangenheit‹ entrückt und er ist in ein Verhältnis der Posteriorität zu dem ihm Bekannten gesetzt. Die Negation erzeugt somit eine dynamische Leerstelle auf der paradigmatischen Achse der Lektüre« (a.a.O., S. 328).

Iser's Position zufolge, ist die Rezeption fiktionaler Literatur dispositionell mit einem Bewusstwerden von normativen Aspekten verbunden, die wir im Alltag »übersehen«. Ein Prozess, der formal durch die Distanz zur realen Erfahrung, aber vor allem durch die *Wandlung* des Bekannten angeregt wird. Wie Iser (a.a.O., S. 330) am Aspekt der Tugend in Fielings Roman *Joseph Andrews* zeigt, ist die Negation allerdings *keine reine Verleugnung* der Normen:

»Die Normen selbst pauschal zu verwerfen, würde allerdings die Orientierungslosigkeit vollkommen machen. [...] Folglich zeigt die Negation keine radikale Alternative an, sondern eher eine andere Auffassung dieser Tugenden. Sie stellt die Normen selbst nicht infrage, sie hebt nur die mit ihnen verbundene Erwartung auf, denn sie bewirkt, dass diese nicht mehr aus dem Blickwinkel ihrer christlich-platonischen Fundierung, sondern aus dem der Welt gesehen werden. Der Wechsel des Bezugshintergrunds beginnt die Normen zu problematisieren. Die Negation wird zum Signal erhöhter Aufmerksamkeit, denn die erwartbare Leistung der Norm ist außer Kurs gesetzt« (ebd.).

Wenn Iser (a.a.O., S. 335) im Weiteren schreibt, dass die Negation im Text den *Ort* des Lesers zum Text fixiert, kann man aus psychologischer Sicht folgern, dass sie auch als Anregung zur sozialen Verortung dient. Damit stellen Negationen auf der inhaltlichen Ebene des Textes auch eine *lebensweltliche* Positionierungsanregung dar. Sie fordern den Leser auf (s)einen Standpunkt zu beziehen:

»Das graduelle Gelingen einer solchen Formulierung zieht folglich den Leser in den Text hinein, aber auch von seinen habituellen Dispositionen ab, so dass er sich mehr und mehr vor eine Alternative gestellt sieht, die ihn zu einer Standpunktwahl drängt« (a.a.O., S. 337).

Solche Positionierungsversuche gehen Iser zufolge nun nicht ohne Spannungen einher. Denn der Leser wird nicht nur motiviert seine Positionierung zu formulieren, sondern er muss auch seinen Habitus infrage stellen. Die dadurch erzeugte psychische Spannung wird nach Iser erst durch das Hervorbringen einer Sinngestalt am Text wieder harmonisiert. Die psychische Funktion der Negation wurde jedoch schon weit vor Iser bei Freud formuliert:

»Ein verdrängter Vorstellungs- oder Gedankeninhalt kann also zum Bewusstsein durchdringen, unter der Bedingung, dass er sich *v e r n e i n*en lässt. Die Verneinung ist eine Art, das Verdrängte zur Kenntnis zu nehmen, eigentlich schon eine Aufhebung der Verdrängung, aber freilich keine Annahme des Verdrängten« (Freud 1955, S. 12).

Insofern die Verneinung also die Disposition besitzt Verdrängtes bewusst werden zu lassen, tragen fiktionale Texte mit ihrer Eigenschaft der Negation dazu bei, den Leser zu einer Vervollständigung des Textsinns anzuregen, bei der unbewusste Anteile eine bedeutende Rolle spielen.

Leerstellen

Ein weiterer Aspekt, der in der Kommunikation zwischen Text und Leser grundlegend für die literarische Wirkung ist, findet sich bei Ingardens (1960) Konzept der *Unbestimmtheitsstellen*. Kunstwerke – und damit auch literarische Texte – sind intentionale Gegenstände. Sie besitzen weder die »allseitige Bestimmtheit« eines realen Gegenstandes, noch die »Seinsautonomie« eines idealen. Sie sind vielmehr »schematische Gebilde« (a.a.O., S. 266), deren Leerräume durch den Betrachter aufgefüllt werden müssen. Diese Annahme bietet viel Raum für Diskussionen, v.a. im Hinblick auf die ästhetische Wertfrage. Denn mit der bewussten »Inszenierung« von Leerräumen durch den Produzenten (Autor), kann sich das Werk »in eine nicht mehr zulässige Gestaltvielfalt auflösen« (Iser a.a.O., S. 279). Die ästhetische Frage soll uns hier jedoch nicht weiter interessieren. Wichtiger ist es herauszustellen, dass der Leser durch Ingardens Konzept zum wesentlichen Bestandteil der *Werk-Konkretisation* wird, indem er durch die Leerstellen angeregt wird, Verknüpfungen zwischen den einzelnen Textpositionen herzustellen und »Lücken« mit eigenen Vorstellungen auszufüllen. Schutte (1997, S. 183) weist in diesem Zusammenhang ergänzend darauf hin, dass es Unbestimmtheitsstellen gibt, die sich durch Weiterlesen erledigen und solche, die den Leser anregen selbst etwas zu entwerfen. Die Anregung zu diesen Entwürfen hat jedoch im Anschluss an Iser keinen zwanghaften Charakter: »Wenn daher die Unbestimmtheitsstellen etwas aussparen, so geht von ihnen bestenfalls ein Suggestionsreiz, kaum aber die Aufforderung aus, nun aus unserem Wissensvorrat die notwendigen Ergänzungen bereitzustellen« (a.a.O., S. 278). Schutte (1997, S. 157) unterstreicht diesen Aspekt, wenn er anmerkt, dass inhaltliche und strukturelle Eigenschaften des literarischen Textes zwar *notwendige, aber nicht hinreichende* Bedingungen für die Konkretisation des *Textsinns* darstellen. Vielmehr geht vom Text – metaphorisch gesprochen – eine »Attraktionskraft« (a.a.O., S. 158) aus.

Iser schreibt den Leerstellen (Unbestimmtheitsstellen) im Weiteren auch eine *psychologische Funktion* zu. Leerstellen unterbrechen die »good continuation« – den Prozess in dem Wahrnehmungsdaten zu einer Wahrnehmungsgestalt aneinander angeschlossen werden (vgl. Gurwitsch 1964) – und steigern dadurch die Vorstellungstätigkeit (vgl. Iser a.a.O., S. 294). Eine Folge davon ist, dass der Leser aus der inhaltlichen Führung des Textes heraustreten und seine eigenen Vorstellungen preisgeben muss. Auf die Beziehungsebenen des Textes bezogen, bedeutet dies, dass der Leser vom Thema auf den Horizont »umschalten« muss, in den er seine Textbeziehungen hineinprojiziert. Dieser Vorgang be-

dingt im weiteren Textverlauf auch eine Reaktion der Vorstellungen untereinander: »Denn wir reagieren auf eine Vorstellung, indem wir sie durch eine andere ersetzen, wobei die neue von dem konditioniert bleibt, was die alte nicht zu leisten vermochte« (a.a.O., S. 315). »So erweist sich die Leerstelle im Text als eine elementare Kommunikationsbedingung« (a.a.O., S. 294).

Strukturelle Asymmetrie

Der dritte Aspekt, der im Anschluss an Iser (1984, S. 73) als konstitutiv für die Wirkung fiktionaler Texte anzusehen ist, ist die Annahme einer *strukturellen Asymmetrie*. Mit ihr bezieht Iser eine kritische Position gegenüber der Vorstellung, dass ein Text dann wirkt, wenn er das (latent) Eigene spiegelt:

»Darüber hinaus ist der Platonismus einer spiegelbildlichen Entsprechung von Text und Leser als Erklärungshypothese für literarische Wirkung unzureichend. Wie sollte eine Wirkung zu denken sein, die darauf beruht, dass der Leser sein Dispositionsrepertoire im Text wiederfindet?« (ebd.).¹

Für Iser (ebd.) liefert nicht das Ähnliche, Ebendbildliche den Anstoß zur Veränderung, sondern die »graduelle Andersheit«. Die Bilder und Symbole der Texte sind ihm zufolge nicht einfach »Spiegelbilder« der psychischen Situation. Für die Interpretation *Hamlets* bedeutet das, dass die literarische Wirkung nicht auf den beim Leser »geweckten« Ödipuskomplex, sondern auf die im Spiegelbild »gewärtigte Differenz« (a.a.O., S. 74) zurückzuführen ist (vgl. dazu ausführlich Iser 1971). Im Kontrast zu tiefenpsychologischen Positionen, die davon ausgehen, dass der Text dem Leser seine Identitätsthemen spiegelt, geht Iser davon aus, dass gerade eine »Ungleichartigkeit zwischen Text und Leser als Auslöser von Reaktionen notwendig ist« (1984, S. 74). Wobei Iser mit »Reaktion« in erster Linie den Anstoß zur Textverarbeitung meint. Das Nicht-Identische, das Differente, eben das »wenigstens um Nuancen« (ebd.) Andere ist die Bedingung literarischer Wirkung, »die sich im Leser als Sinnkonstitution des Textes realisiert« (a.a.O., S. 75). Mit letztgenanntem Nachsatz macht Iser deutlich, dass strukturelle Asymmetrie für ihn nicht nur für die ästhetische Wirkung, sondern auch für die Erschließung des Texts *sinn*s als konstitutiv zu betrachten ist.

1 Für eine kritische Gegenüberstellung von Isers Position mit der Vorstellung einer symmetrisch »gespiegelten« Identität siehe S. 79ff.

Wenn die Zwischenräume tanzen² – Funktionen literarischer Negativität

Folgt man Iser, erzeugen negative Textelemente Möglichkeiten die »fundamentale Asymmetrie« (a.a.O., S. 348) zwischen Text und Leser auszubalancieren. Sie sind es, die letztendlich eine *Kommunikation* zwischen Text und Leser »initiiieren« (ebd.). Denn immer dann, wenn etwas ausgespart oder negiert wird, bzw. unformuliert bleibt, zeigt sich Negativität als Anregung, den Sinngehalt eines Textes aus der eigenen Vorstellung mitzugestalten.

In der Hinsicht, in der literarische Negativität den Leser auf der formalen Textebene herausfordert einzelne Textpositionen miteinander zu verknüpfen, trägt sie wesentlich zur Produktion einer *Sinngestalt* bei. Denn eine solche erhält der Text nur, wenn der Leser einzelne Textteile (Passagen) zueinander in Beziehung setzt. Dafür aber müssen einzelne Textpositionen anschlussfähig sein. Die Negativität ist das »Nichts« zwischen den Positionen, das diese Anschlüsse möglich macht.

Die inhaltliche Funktion der Negativität veranschaulicht Iser an Merleau-Pontys (1967) Überlegungen zu Rodin: »Um einen Menschen in Bewegung darzustellen war es für Rodin notwendig, den Körper in eine Haltung zu bringen, die er zu keinem Zeitpunkt eingenommen hat« (Merleau-Ponty 1967 zit. bei Iser a.a.O., S. 351). Die Negation ist der inhaltliche Aspekt der Negativität, der dazu beiträgt, dass sich der Leser ständig zwischen einem »Nicht-Mehr« und einem »Noch-Nicht« (Iser a.a.O., S. 328) bewegt. Bekanntes wird dargestellt, aber in einer Gestalt, die den Leser herausfordert sich dazu zu positionieren, es weiterzuentwerfen, es soweit zu vervollständigen, dass es ihn befriedigt. Negativität erzeugt die »Wende des Geschehens« (a.a.O., S. 352) und öffnet damit die Frage-Antwort-Logik, ohne selbst eine Antwort zu geben. Indem sie auf das Mögliche verweist, ohne es darzustellen, ist sie im Wesentlichen eine »Ermöglichungsstruktur« (a.a.O., S. 354), die dem Leser zur »Infrastruktur« (a.a.O., S. 352) seiner Texterfahrung wird. Literarische Negativität ist daher als grundlegende Eigenschaft offener Erzählformen zu betrachten (siehe dazu auch S. 65ff.).

Abschließend zu den strukturellen Merkmalen fiktionaler Texte, sei erwähnt, dass Negativität keineswegs den Raum für beliebige Interpretationen öffnet. Bei Warning (1983, S. 202) wird der fiktionale Text zwar zugleich als »Spiel-« und »Erkenntnismodell« charakterisiert, doch relativiert Iser (a.a.O., S. 354) die Vorstellung des »spielenden Akts«, indem er auf die Prägnanz der beigesteuerten Vorstellungsgehalte verweist.

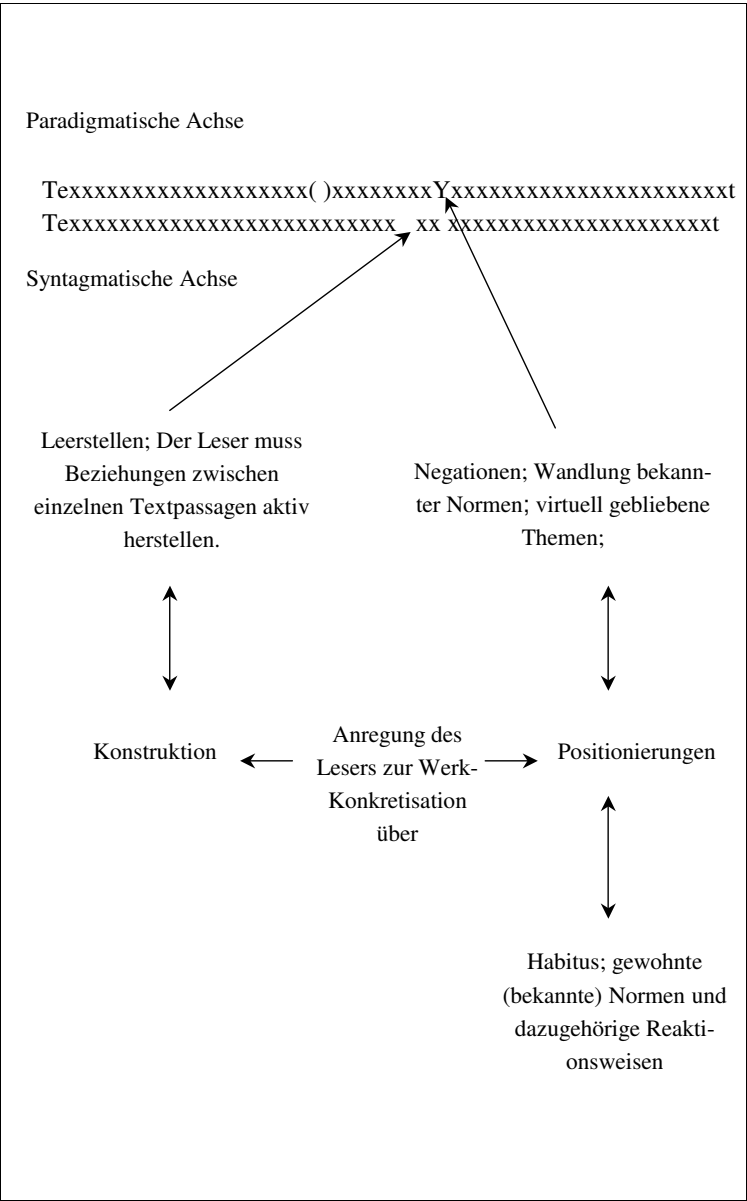
2 Im Anschluss an den Titel von Teichert (2001).

Denn je mehr Freiraum ein Text erzeugt, umso mehr gewinnen die individuellen Ergänzungen an Prägnanz; umso gravierender beeinflussen sie die ersehnte Erfüllung der Sinngestalt. In diesem Kontext weist Iser (ebd.) daraufhin, dass Negativität nicht einfach Wahlmöglichkeiten erzeugt, nach denen wir das eine »ergreifen und folglich andere ausschließen« (ebd.), sondern dass sie auch die Referenz entzieht, an der wir messen könnten, welche Wahl falsch und welche richtig ist. Mit den Inhalten werden also auch die Anwendungsregeln infrage gestellt.

Wie wir bereits zu Anfang des Kapitels gesehen haben, muss letzterer Aspekt nicht für metaphorische Bezugnahmen gelten. Innerhalb eines Symbolsystems kann metaphorische Wahrheit von metaphorischer Falschheit sehr wohl differenziert werden. Iser's Argument, dass sich mit literarischer Negativität auch die Referenz für die beigeordneten Vorstellungsgehalte entzieht, gilt also in erster Linie für die Negation von (moralischen) Normen. Folgt man Holland (1979) wird jedoch gerade dieser Bereich wesentlich durch unbewusste Abwehrmechanismen beeinflusst. Das Über-Ich ist die Referenz, an der sich die Gestaltung negativer Textstrukturen ausrichtet. Wenn sich bei der literarischen Interpretation also Referenzmöglichkeiten entziehen, so tun sie das lediglich an der Oberfläche unseres Bewusstseins.

Die folgende Darstellung zeigt die Funktionen literarischer Negativität zusammenfassend in einem Modell. Für eine Darstellung, die zusätzlich zum Rezeptionsprozess auch die Rezeptionsbedingungen abbildet, sei an dieser Stelle auf das Modell von Schutte (1997, S. 168) verwiesen.

Abbildung 1: Interaktives Rezeptionsmodell literarischer Negativität
(F. Huber im Anschluss an Iser 1984)



Erklärung zum Modell: Auf syntagmatischer Ebene ruft der Text durch Leerstellen eine Verknüpfungsaktivität, auf paradigmatischer Ebene durch Negationen den Habitus des Lesers auf. Der Leser wird über Konstruktions- und Positionierungsanregungen dazu aufgefordert, die Sinn-gestalt des Textes aktiv herzustellen. Das Werk wird durch ihn und seine Leseaktivität konkretisiert. Die Interaktivität dieses Prozesses ergibt sich aus der Wechselwirkung zwischen Anregung (Negativität) und Reaktion (Positivität = Konstruktion, Positionierung, Imagination).